



HELMUT EISEL ÜBER

KOMMUNIKATION

VON KLAUS HÄRTEL

»TALKING CLARINET« (SPRECHENDE KLARINETTE) MUTET FAST ALS KÜNSTLERNAME VON HELMUT EISEL AN. ER MACHT AUCH KEINE MUSIK, SAGT ER. DIE MUSIK SEI JA BEREITS DA. ER ÜBERTRÄGT SIE AUF SEIN INSTRUMENT, UM SIE MIT DEN ZUHÖRERN ZU TEILEN. HELMUT EISEL KOMMUNIZIERT. UND GENAU DARÜBER HABEN WIR MIT IHM GESPROCHEN

Herr Eisel, was fällt Ihnen zu diesem Zitat von Victor Hugo ein: »Die Musik drückt das aus, was nicht gesagt werden kann und worüber zu schweigen unmöglich ist.«

Dem kann man nur bedingungslos zustimmen. Mit Musik kann man auf einer Ebene Menschen ansprechen, auf der er sich weit jenseits des einfachen logischen Denkens befindet.

Von E.T.A. Hoffmann stammt »Wo die Sprache aufhört, fängt die Musik an.«

Auch das kann man bestätigen. Aber es gibt auch den umgekehrten Integrationsfall. Dass Musik eigentlich die ursächlichere Form der Kommunikation ist. Schon das Kommunikationsbedürfnis eines Babys kann man im weitesten Sinne als Musik sehen. Kommunikation war anfangs viel mehr als der geistige Inhalt, den wir heute oft als das Wichtigste der Kommunikation ansehen.

»Musik ist die Sprache der Leidenschaft.« Das stammt von Richard Wagner.

Das passt natürlich zu Richard Wagner. Ich würde sagen: »Musik ist *eine* Sprache der Leidenschaft.« Denn Leidenschaft kann man auch anders ausdrücken – wenn vielleicht auch nicht ganz so schön wie mit Musik. Und Musik ist auch nicht *nur* die Sprache der Leidenschaft. Musik ist universeller.

Vom amerikanischen Dirigenten Leopold Stokowski ist das Zitat überliefert: »Es ist nicht erforderlich, Musik zu verstehen. Man braucht sie nur zu genießen.«

Das ist richtig, so lange sie sich an die Position des normalen Musikhörers richtet. Ein Musikkritiker wird das vermutlich anders sehen. Wenn man vom Fachwissen her analysiert, können sich manche Kritiker nicht erklären, wie da gerade ein Bezug zum Publikum hergestellt wird. Das ist mir kürzlich in einer Rezension passiert. Da hat der Kritiker völlig fassungslos festgestellt, dass es dem Publikum gefallen hat. (*lacht*)

»Musik ist eine Sprache, in der man nicht lügen kann«, stammt vom österreichischen Liedermacher Hubert von Goisern.

Da gebe ich ihm Recht. Zum Lügen brauche ich das viel höher stilisierte Wort, das ich dann in der Bedeutung invertieren kann. In

ehrlich gespielter Musik ist das nicht möglich. Natürlich kann man Musik pervertieren. Es gibt ja wunderbare Liedermacher wie Ludwig Hirsch etwa, dessen Lieder darauf beruhen, dass sich die Textebene und die musikalischen Ebene in ganz unterschiedliche Richtungen bewegen. Man hört wunderschöne Musik und ganz grausliche Texte. Und ich muss dabei an die Musiker erinnern, die während des Holocaust spielen mussten, während andere zur Gaskammer geführt wurden. Aber die eigentliche Musik kann nicht lügen.

Das letzte Zitat stammt vom italienischen Popsänger Angelo Branduardi: »Musik ist die beste Art der Kommunikation.«

Auch da leistet er mir in vielen Dingen Vor-schub. Bei meinen Familienkonzerten »Naftule« gibt es dieses imaginäre Land »Sinfonien«, in dem die Menschen merken, dass nur Krach herauskommt, wenn sie sprechen – also lassen sie die Kommunikation über ihre Instrumente laufen. Und schon verstehen sie sich.

Wann haben Sie persönlich eigentlich gemerkt, dass Klarinette spielen viel mehr ist, als einfach nur Noten nachzuspielen?

Ganz am Anfang schon. Ich stamme aus dem Saarland, und hier gibt es die Bergmannstradition mit sehr vielen Musikverei-

» Vokabular ist doch unsinnig, wenn ich eigentlich nichts zu sagen habe. «

nen und Blasorchestern. Mein Opa kaufte sich in den 1960er Jahren einen riesigen Schrank von Schallplattenspieler. Damals hatte man noch nicht stapelweise Platten, sondern drei bis vier besondere. Und eine dieser Schallplatten war von Sidney Bechet: »Petite Fleur«. Ich habe das Stück rauf und runter gehört und die Klarinette kam mir fast wie eine menschliche Stimme vor. Bereits als Achtjähriger gefiel mir die Vorstellung, durch eine Klarinette sprechen zu können. Die Idee, zu kommunizieren war und ist mir wichtig.

Kommunikation als Selbstgespräch oder auch schon anderen gegenüber?

Damals war das noch nicht so stark als Kommunikation untereinander ausgeprägt. Das kam erst später. Ich ging den

gradlinigen Weg: in den Musikverein. Wenn ich da die Klarinette spielte, wie ich es bei Bechet gehört hatte, bekam ich Krach mit dem Dirigenten. Bis heute spielt das eine Rolle: Wo darf ich Individuum sein? Wo muss es konform mit den anderen sein, damit es schön klingt? Als ich dann zum Jazz kam – was damals meistens Dixieland bedeutete –, merkte ich, dass ich mich auf der Bühne mit anderen Musikern unterhalten konnte. Ich konnte mit meinem Instrument Gespräche führen.

Musik wird auch die »Weltsprache« genannt, die jeder versteht. Ist es trotzdem notwendig, sein Vokabular zu beherrschen?

Das mit dem Vokabular ist so eine Sache. Das geht immer Zug um Zug. Das Baby lernt ja auch nicht das ganze Vokabular, bevor es spricht. Es lernt dazu. Auf dem Instrument ist das ähnlich. Die Idee steht an erster Stelle: Ich möchte mich unterhalten. Natürlich ist es dann auch interessant, Vokabular zu entwickeln. Vokabular ist dann wichtig, wenn es im Sinne von »Ich möchte etwas ausdrücken« entwickelt wird. Und es ist unsinnig, wenn ich denke: »Ich habe zwar eigentlich nichts zu sagen, aber einen Haufen Vokabeln.« Man kennt das doch, wenn man in der Schule eine Sprache lernt und dann plötzlich in das Land kommt, in dem diese gesprochen wird. In dem Land lernt man wesentlich schneller, denn hier wird die Sprache angewandt. Hier lernt man nicht die eine Vokabel, weil sie gerade auf dem Lehrplan steht. Sondern weil sie fehlt.

Fehlende Vokabeln können in der Sprache zu Missverständnissen führen. Kann man sich in der Musik falsch verstehen?

Eigentlich nicht. Ich habe vor kurzem mit Kindern eine Situation mit Kindern durchgespielt. Die sollten sich folgende Situation vorstellen: Ich sitze im Auto, will gerade losfahren, doch hinter mir sitzt jemand telefonierend im Auto und steht quer. Ich habe erst etwas Kommunikatives gespielt, habe mich gesteigert, bin dann wütend geworden und schließlich wieder ruhig. Die Kinder haben sich verschiedene Varianten vorgestellt. Mal saß eine schöne Frau im Auto, mal mein Chef, mal die Polizei. Jedes Kind hatte Recht und hat seine Gedanken damit verbunden. Das ist ja gerade das Schöne an der Musik. Es gibt eigentlich kein »richtiges« oder »falsches« Verständnis. Ich lasse mich auf einen Prozess ein – und der trägt uns in verschiedene Richtungen.



Im Mittelpunkt des Festivals »Clarinet & Friends« steht die Idee »Musik als Kommunikation«. Was bedeutet das konkret?

Wir haben eine ganz vielseitige Kommunikation – vor allem dann, wenn man Leute dabei hat, die sich auf diesen musikalischen Prozess gerade erst neu einlassen. Deshalb haben wir die Konzerte mit Workshops gekoppelt. Aber nicht in dem Sinne, dass die Künstler von der Bühne ein paar Tricks zeigen. Sondern umgekehrt. Wir machen die Workshops zuerst und die Teilnehmer können dann gegebenenfalls beim Konzert mit auf die Bühne. Damit sind sie Teil des Prozesses, wie Musik eigentlich entsteht und mit welchen Gedanken sie an das Publikum hergebracht wird.

Kommunikation findet also unter Musikern und zwischen Musikern und Publikum statt.

Genau. Wir gehen sogar noch einen Schritt weiter. Der Ort, an dem das stattfindet, spielt eine große Rolle. Es ist ja etwas völlig anderes, ob ich in einer Synagoge, einer Kirche oder auf einem großen Platz ein Open-Air-Konzert spiele. Auch diesen Bezug, diese Kommunikation wollen wir aufzeigen.

Ist die Kommunikation mit dem Publikum die entscheidende?

Das kann man völlig uneingeschränkt sagen. Denn da greift für mich das Leitbild »Klezmer«. Denn das heißt schlicht: Ich bringe Musik zu den Menschen. Das kann man über die aramäischen Wortwurzeln belegen. »Kli« bedeutet »Gefäß« und »semer« bedeutet »Musik«. Als Musiker bin ich ein Gefäß und gebe den Inhalt weiter. Leider vergisst man heute gelegentlich die Adresse: »Das ist doch gut, was wir hier machen – und dann wird das auch schon gefallen!« Das halte ich für einen falschen Anspruch, der uns heute die Musik ein bisschen verdirbt. Der eigentliche Anspruch sollte doch sein, die Musik zu meinem Zuhörer zu bringen. Gut beschreiben kann ich es mit »laut« und »leise«. Etwas Lautes kann ich immer an die erste Reihe adressieren, denn es teilt sich über die Physik mit. Wenn ich nun etwas leise spiele, ist das viel subtiler. Je leiser ich spiele, desto mehr muss ich adressieren. Desto mehr muss ich auch den Zuhörer, der am weitesten wegsitzt, im Auge behalten. Wenn der Zuhörer merkt, dass ich für ihn spiele, habe ich eigentlich gewonnen. Giora Feidman etwa spielt in sei-

nen Konzerten Melodien, die er öfters wiederholt. Sie wird dann einen Tick schneller, sie wird vor allem immer leiser. Und letztendlich steht er noch dort, die Körperspannung ist vorhanden – doch rein physikalisch passiert nichts mehr. Der Zuhörer hat die Melodie sieben- oder achtmal gehört und setzt sie automatisch in seinem Kopf fort. Nach einigen Sekunden divergiert das. Auf diese Art werden Prozesse gestartet, die in den Köpfen der Menschen ganz individuell weiterlaufen.

Ist das Publikum mitverantwortlich dafür, dass Kommunikation funktioniert?

Die Verantwortung liegt eindeutig beim Künstler. Denn das macht gerade seine Ausbildung, seine Fähigkeiten aus. Es macht Künstler aus, diesen Prozess im Griff zu haben – und nicht, wie schnell er Sechzehntel spielen kann. Als Musiker muss ich den Prozess beherrschen, den Zuhörer aktiv werden zu lassen, damit er seine Gedanken spinnt. Das ist meine Verantwortung – nicht die des Publikums. Es gibt kein schlechtes Publikum. Es gibt nur ein Publikum, das falsch behandelt wird.

Einer der Auslöser, dass ich die Musik so mache, wie ich sie mache war, dass ich von einem Kino hörte, das die Konzerte der Mailänder Scala übertrug. Auf der anderen Seite kündigten Leute das hiesige Theaterabo, weil »die Mailänder ja besser« seien. Vielleicht mag das ja tatsächlich die technisch besser gespielte Musik sein – doch man vergisst ja den entscheidenden Aspekt: Diese Musiker sitzen in Mailand. Die spielen für eine Kamera. Die spielen nicht für mich. Und die Frage ist dann: Merke ich dem Musiker überhaupt noch an, dass er für mich spielt? ■

» FESTIVAL IN MÜHLHAUSEN

Das Festival »Clarinet & Friends« (vom 4. bis 7. Juni in Mühlhausen/Thüringen) ist rund um die Kernidee »Musik als Kommunikation« gestaltet: Kommunikation der Musiker auf der Bühne, Kommunikation zwischen Bühne und Publikum, Kommunikation zwischen Musikern, Festivalbesuchern und Festivalort. Alle Konzerte werden moderiert, und mit allen Programmpunkten wird das Publikum ganz persönlich und auf kreative Weise angesprochen. Komplettiert werden diese Aspekte durch den Brückenschlag zwischen Profimusikern und musikbegeisterten Laien: Im Rahmen mehrerer Work-

shops haben Festivalbesucher tagsüber Gelegenheit, mit den Profis bestimmte Themen, Stile und Musikstücke zu erarbeiten, die abends zu einem kleinen, aber essenziellen Teil des Konzertprogramms werden.

Stilistisch sind Offenheit und Vielfalt die Prämissen von »Clarinet & Friends«. Auch hier gilt das Prinzip des Dialogs: musikalisches Schubladendenken soll vermieden, ja dem soll bewusst entgegengearbeitet werden. Um die Klarinette herum gruppieren sich zahllose andere Instrumente bis hin zum Gesang, sodass auch für die Workshopteilnehmer keine instrumenta-

len Einschränkungen gelten. »Clarinet & Friends« sucht auch den Dialog mit der Stadt Mühlhausen und ihren zahlreichen Spielorten vom Rathausaal über die Synagoge und die Museen bis zur Kirche. Die Stadt selbst wird Teil des musikalischen Geschehens. Musikbegeisterte Menschen aus Mühlhausen und der Region erhalten Gelegenheit, Gleichgesinnte zu treffen, gemeinsam zu musizieren und »ihr« Festival aktiv mitzugestalten, indem sie mit den Profis auf der Bühne stehen.

clarinet-and-friends.de